

# Ein Wochenende, zwei Unterhosen

**STIL** Oscar-Moderator Neil Patrick Harris und Modeschöpfer Jean Paul Gaultier haben sich vergangene Woche auf grosser Bühne in Unterwäsche gezeigt – aus unterschiedlichen Gründen.

FELICITAS KOCK UND JANA STEGEMANN  
piazza@luzernerzeitung.ch

Die weisse Männer-Feinrippunterhose ist der hässliche kleine Bruder der Jogginghose. Im Gegensatz zu seinem schlabbrigen Verwandten ist sie nirgends als Ausgeh-Uniform akzeptiert oder erwünscht. Und doch haben es zwei weisse Unterhosen am vergangenen Wochenende vor ein Millionen- bzw. Milliardenpublikum geschafft.

Zum einen präsentierte sich Moderator Neil Patrick Harris während der Oscar-Verleihung mehr als zwei Milliarden Fernsehzuschauern weltweit sowie der gesamten A-Prominenz Hollywoods im weissen Slip. Zum anderen überreichte Modemacher Jean Paul Gaultier in Paris den César, den französischen Oscar, für die besten Kostüme in dem Film «Saint Laurent» von Bertrand Bonello. Ebenfalls in einem weissen Slip.

## Zur Twitter-Berühmtheit avanciert

Wieso das alles? Im Fall von Oscar-Host Harris ist es schnell erklärt. Er stand plötzlich mit nichts als weissen Grobripp-Unterhosen der Marke Karlheinz auf der Bühne, quasi als Persiflage auf den Oscar-Abtrümmel «Birdman». Dort gibt es eine Schlüsselszene, in der Michael Keaton nur mit Unterhose bekleidet über den Broadway läuft – und dadurch für eine kurze Zeit zur Twitter-Berühmtheit avanciert. Ob Harris es als Reaktion auf das irre erfolgreiche Oscar-Selfie von Vorjahresmoderatorin Ellen DeGeneres tat? Er hatte zumindest vorab angekündigt, das Foto, das auf Twitter Rekorde brach, übertrumpfen zu wollen.

Im Falle von Gaultier lässt sich der Auftritt nicht restlos aufklären. Der französische Designer trug neben der weissen Unterhose eine schwarze Fliege, ein

weisses Hemd, eine Smokingjacke sowie Strumpfhalter samt Strümpfen und Schuhen – aber keine Smokinghose. Er wurde auf die Bühne von der Schauspielerin Marilou Berry begleitet, die ebenfalls keine Hose trug. Warum das Ganze? Dazu schweigt Gaultier.

## Enfant terrible der Modesezene

Sieht man sich die Karriere des umtriebigen Franzosen an, verwundert der Auftritt dann doch nicht weiter. Gaultier gilt als Enfant terrible der französischen Modesezene und gehört zu den wichtigsten Designern der Gegenwart. In den Achtzigerjahren machte er Unterwäsche zum ersten Mal ausgefeilt. In seiner Kollektion damals sah man extravagante Büstenhalter und Korsetts, die zu Röcken und Marinehosen kombiniert wurden.

1990 wurde Gaultier dann über Nacht auf der ganzen Welt bekannt – durch einen BH. Die Rede ist von Madonnas berühmtem Kegel-BH, den die Sängerin auf ihrer «Blonde Ambition»-Tour trug. «Wir hatten die Idee, einen Anzug und ein Korsett zu kombinieren. Aber das Korsett ist jetzt eher wie ein Käfig geworden», sagte Gaultier dem Branchenmagazin «Women's Wear Daily». 2012 ist der «Cone-Bra» übrigens für 52 000 Dollar in London versteigert worden.

Ob so viel Geld irgendwann auch für Gaultiers oder Harris' Unterhose gezahlt werden wird, ist aber fraglich. Genauso wie der Siegeszug der weissen Unterhose. «Unten ohne» als Trend für Auftritte auf grosser Bühne dürfte sich nach diesem Wochenende erst mal wieder erledigt haben. Hoffentlich.

© «Süddeutsche Zeitung»



Zwei Männer, zwei Auftritte: Neil Patrick Harris bei der Oscar-Verleihung (links), Jean Paul Gaultier und die französische Schauspielerin Marilou Berry in Paris.

Keystone/Getty

Fortsetzung von Seite 14

## «Was bleiben wird, ist Staub»

**Imfeld:** Es braucht drei Generationen, bis sich ein neues Denken durchsetzen kann. In der Literatur sind solche Haltungen schon vorgespürt. Deswegen ist auch die Gedichte-Anthologie so wichtig. Sie reflektiert die Zeit nach der Unabhängigkeit und zeigt, wie man sich selber wird.

**Wie beurteilen Sie die jahrzehntelangen Massnahmen der Entwicklungszusammenarbeit: Was ist Ihre persönliche Bilanz?**

**Imfeld:** Wir konnten diese Staaten ja nicht einfach dem Schicksal überlassen. Es hat diese Art Überbrückungshilfe gebraucht. Aber es ist vieles schiefgelaufen. Eigentlich wäre es primär einmal darum gegangen, Infrastrukturen aufzubauen, Strassen, Eisenbahnen, Elektrizitätsleitungen. Die multinationalen Firmen Europas, die in Afrika tätig wurden, hatten kein Interesse daran, Afrika aufzubauen. Sie haben sich weiterhin kolonialistisch verhalten.

**Es gibt daneben zahlreiche private Hilfswerke und Hilfsorganisationen. Was können diese bewirken?**

**Imfeld:** Sie führen eigentlich ökonomisch weiter, was die Missionen gemacht haben. Sie tun Gutes, handeln aus Nächstenliebe, wirken im nächsten Umfeld. Aber das verändert keine Strukturen. Und Geld für grössere Infrastrukturprojekte ist bei diesen Organisationen sowieso nicht vorhanden.

**Wie könnte die Entwicklungshilfe effizienter werden?**

**Imfeld:** Die Organisationen arbeiten viel zu wenig zusammen. Allein in Burkina Faso gibt es rund 200 Nichtregierungsorganisationen, die alle im Bereich Landwirtschaft irgendetwas machen. Aber es gibt keine gemeinsame oder übergreifende Politik. Statt zu einer Stärkung führt das zu einer ernst zu nehmenden Krankheit: die Projektitis (*lacht*)...

**Es ist unbestritten, dass die Kolonia-**

**lisierung Afrika stark benachteiligt hat. Hat der Westen wenigstens danach vieles richtig gemacht im Umgang mit Afrika?**

**Imfeld:** Nichts hat er richtig gemacht. Als die afrikanischen Staaten unabhängig wurden, ist eine Kolonialmacht wie Frankreich im Zorn abgezogen, hat die Bahnschienen abmontiert und alles, was sie investierte, zu Schulden erklärt. Verheerend wirkten sich die Sonderregelungen der EU über den Handel mit landwirtschaftlichen Gütern aus. Ein Salat in Senegal, der aus Europa importiert wird, ist dreimal billiger als der im eigenen Land von Kleinbauern produzierte. Die EU-Gesetzgebung ist ein koloniales System ersten Ranges, das es den betreffenden Staaten in Afrika praktisch verunmöglicht hat, eine eigene Landwirtschaft oder eine Industrialisierung aufzubauen.

**In den letzten Jahren hatten immer mehr afrikanische Flüchtlinge das Ziel, nach Europa zu gelangen. «Wir haben auf Menschen einzugehen und nicht auf Gesetze zu achten», schreiben Sie in einem Papier über die Migration. Wie ist das zu verstehen?**

**Imfeld:** Wir brauchen ein neues Flüchtlingsgesetz, das sich von der Henri-Dunant-Mythologie verabschiedet. Die Zeiten haben sich grundsätzlich geändert. Es kommen längst nicht nur politisch Verfolgte nach Europa, sondern immer mehr Menschen, die eine ökonomische Misere erleben.

**Und eine Nation wie die Schweiz sollte Ihrer Ansicht nach grosszügig alle Migranten aufnehmen?**

**Imfeld:** Nicht alle, aber sicher in einem anderen Ausmass. Warum nicht Kontingente festlegen, basierend auf dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre? Dann könnte man von einer konkreten Zahl ausgehen und müsste nicht an jedem einzelnen Flüchtling herumschräubeln. Die Flüchtlinge sollen auch arbeiten können. Es gibt genug Beschäftigung. Die Schwierigkeit ist nur, dass bei uns alles immer so professionalisiert ablaufen muss. Und dass man die Gewerkschaften für diese Lösung gewinnen muss.



«Ich wollte nie einer Partei angehören.»  
Bild Nadia Schärli

**Sie haben Afrika oft mit dem Napfgebiet verglichen, wo Sie aufgewachsen sind. Was sind die Gemeinsamkeiten?**

**Imfeld:** Die Leute im Napfgebiet sind immer auf zwei Gleisen gefahren: Einerseits waren sie tief katholisch, andererseits waren sie in vielen Ritualen oder Geschichten immer noch in den keltischen Denkweisen verhaftet. Auch die Afrikaner leben mit ihren magischen und schamanischen Traditionen, können aber auch mühelos Christen oder Muslime sein.

**Wie gut fühlen Sie sich als Afrika-Experte ernst genommen von den hiesigen Verantwortlichen der Politik und der Entwicklungsorganisationen?**

**Imfeld:** Wie viel mein Fachwissen und meine Erfahrung zählen, die ich mir in Jahrzehnten kontinuierlicher Beschäftigung angeeignet habe, kann ich nicht wirklich beurteilen. Die Expertenkommissionen bei den Hilfswerken hatten letztlich alle Angst vor mir, weil ich eben auch Projekte kritisch auseinandergenommen

habe. Ich bin auch immer mal wieder verunglimpft worden. Ich nehme das den Leuten aber nicht übel. Sie kennen mich nicht besser oder urteilen von einer Warte aus, von wo sie nicht anders können. Aber ich habe auch viel Wertschätzung erfahren.

**Haben Sie sich je zu einer Partei, einer Bewegung, einer Gemeinschaft bekannt?**

**Imfeld:** Es gehörte immer zu meinen höchsten Prinzipien als Journalist, keiner Partei anzugehören. Ich hätte als Priester auch nie eine Soutane getragen, hinter der sich der Mensch verstecken kann. Auch wenn ich eher dem sozialdemokratischen Gedankengut zuneige, hätte ich nie Mitglied der Partei werden wollen. Telquel eine Parteimeinung zu vertreten, das bringe ich nicht fertig. Dort hört für mich auch der Sinn der Demokratie auf. Man soll sich von Thema zu Thema immer wieder neu mit etwas auseinandersetzen und nicht Parteipolitik machen.

**Machen Sie die gegenwärtigen Konflikte, Grausamkeiten und kriegerischen Konflikte auf der Welt pessimistisch für die nähere Zukunft?**

**Imfeld:** Ich bin kein Pessimist, ich bin Realist. Konflikte und Grausamkeiten hat es gegeben, seit Menschen existieren. Heute ist einfach die Dimension grösser geworden. Zudem werden wir heute derart von Informationen überschwemmt, wie das früher nie der Fall war.

**Hatten Sie nie den Wunsch, eine Familie zu gründen?**

**Imfeld:** Ich komme aus einer Grossfamilie, da habe ich schon genug Familie gehabt. Zudem hätte ich meine ganzen Aufgaben nie so wahrnehmen können, das wäre unverantwortlich gewesen. Ich war ja immer weg.

**Wie lebt es sich allein, mit 80 Jahren,**

**mitten im Kreis 5 in Zürich?**

**Imfeld:** Seit 1977 lebe ich in dieser Altbauwohnung. Es geht mir gut hier. Allein bin ich selten. Jeden Samstag gibt es bei mir ein Mittagessen für alle, die vorbeikommen und über ein Thema diskutieren wollen. Das sind immer sehr bunt zusammengesetzte Runden. Ich habe ein Netz von über 1000 Personen, mit denen ich weltweit verbunden bin und die von mir den Neujahrsbrief bekommen.

**Was sind Ihre Pläne in den nächsten Jahren?**

**Imfeld:** Ich nehme es, wie es kommt. Bereits in Arbeit ist eine grosse Studie über die afrikanische Stadt. Ich wollte sie eigentlich schon früher abschliessen, aber dann kam die Gedichte-Anthologie dazwischen.

**Niemand weiss, was nach dem Tod ist. Hoffen Sie, als Christ, auf ein gerechtes Jenseits? Oder glauben Sie, der sich in seiner Dissertation mit dem Buddhismus befasst hat, an Wiedergeburt?**

**Imfeld:** Mich interessiert nicht, was nachher kommt. Ich bin auf der Welt verankert. Hier mache ich, was ich machen kann: mich einbringen, recherchieren, vermitteln. Was nützt es, zu spekulieren? Man kann höchstens Hypothesen entwerfen über das Nachher. Was bleiben wird, ist der Staub, der immer mal wieder in die Luft gewirbelt wird, bis er vielleicht einmal ganz zerbröselst ist. Das, denke ich, wäre eine ideale Hypothese für mich.

HINWEIS

«Afrika im Gedicht», herausgegeben von Al Imfeld. 586 Gedichte von 198 Dichtern und 60 Dichterinnen aus 40 der 54 afrikanischen Länder. Imfeld schrieb alle noch lebenden Dichterinnen und Dichter an und bat sie um Gedichte ihrer Wahl. Sämtliche Gedichte sind in deutscher Übersetzung und in der jeweiligen Originalsprache (Englisch, Französisch, Portugiesisch, Arabisch, Suaheli, Afrikaans) abgedruckt. Offizin-Verlag, Zürich, 800 Seiten, 72 Franken.